

Geleitwort

Autor(en): **Neumann, Hans**

Objektyp: **Preface**

Zeitschrift: **Beiträge zur nordischen Philologie**

Band (Jahr): **18 (1989)**

PDF erstellt am: **22.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

HANS NEUMANN

Geleitwort

Im Frühjahr 1951 berichtete mir Dr. Theodor Salfinger, Bibliothekar der Universitätsbibliothek zu Basel, daß der handschriftliche Nachlaß des 1940 verstorbenen Basler Nordisten und Germanisten Andreas Heusler in den Besitz der heimatlichen Bibliothek gelangt sei. Man wäre nun bestrebt, Heuslers Korrespondenz in Originalen und Fotografien möglichst vollständig zu sammeln. Bald kam die Rede auf ein in Göttinger Privathand befindliches, umfängliches Konvolut von Heusler-Briefen an seinen Studien- und Arbeitsfreund Wilhelm Ranisch, dessen Tochter, Frau Helga Pistorius, mit einem hiesigen Professor für Kunsterziehung an der Pädagogischen Hochschule verheiratet war. Herr Dr. Salfinger hatte bereits briefliche Nachfrage eingeholt, aber bis dahin keine andere Auskunft erhalten, als daß die gesuchten Briefe wohlverwahrt den Krieg überstanden hätten. Weil sich Herr Salfinger von einer persönlichen Vermittlung besseren Erfolg versprach, habe ich sogleich nach meiner Rückkehr die Besitzerfamilie aufgesucht und nähere Auskünfte über Umfang und Inhalt der Briefkästen erbeten, was freilich nur in kargen Sätzen gewährt wurde. Für einen weiteren Versuch ermächtigte mich dann Herr Salfinger, nach den Bedingungen zu fragen, unter denen diese Briefe fotografiert und damit der Basler Nachlaßsammlung wenigstens mittelbar zur Verfügung gestellt werden könnten. Bei meinem dritten Besuch teilte mir der Hortbesitzer mit, daß man auf ein finanzielles Entgelt verzichten wolle, aber eine gewisse Anzahl von neueren Kunstbüchern als Gegenleistung aus der Schweiz erwarten müsse. Weitere schriftliche Verhandlungen mit der Basler Bibliothek sind dann offenbar gescheitert. Aber am 3. 1. 1969 gelang es dann nach erneuerten Bemühungen von Klaus Düwel, Göttingen, eine Übergabevereinbarung mit der hiesigen Staats- und Universitätsbibliothek zustande zu bringen, so daß nun die Heusler-Briefe «geschenkweise» in ein Nachlaßdepot Ranisch der Handschriftenabteilung eingebracht wurden und zur Veröffentlichung freigegeben worden sind, was den Dank aller Heuslerfreunde und der germanistischen Wissenschaft verdient.

Der bereits 1953 erschienene Band von Heuslers Briefen an den dänischen Erforscher ostgrönländischer Sprache und Volkskultur Prof. Dr. William Thalbitzer erwies schon, wie aufschlußreich die Briefe des großen Basler Nordisten für die Kenntnis von Heuslers Persönlichkeit zu werden vermögen, hier von ihrer liebenswertesten, ja oft heiteren Seite her beleuchtet, gewiß auch in Rückspiegelung des frohsinnigen dänischen Briefpartners, in einem herzlichen Plauderton von sehr menschlicher Nähe, aber ohne fachliche Belastung. In ganz anderer Weise sind die Briefe an Wilhelm Ranisch, der in Göttingen fünf Jahre später als Heusler verstarb, von wissenschaftsgeschichtlichem und zugleich persönlichem Zeugniswert für den Briefschreiber Heusler bis in das Jahr seines Hinschieds hinein: eine fünfzig Jahre währende Gelehrtenfreundschaft, deren fester Kern die gemeinsame Sache der Briefschreiber war, die aus Julius Hofforys Berliner Nordistik kamen und seitdem verbunden blieben.

Wenn der erste Brief von 1890 trotz des konventionellen «Sie» der Anrede doch schon «mit freundschaftlichem Handschlag» endet, so drückt seit 1895 das gegenseitige «Du» dem Verhältnis der beiden Männer das Siegel einer nun lebenslangen Verbundenheit auf, die im Laufe der Jahre, je nach Anlaß und Gestimmtheit, Wärme und Tiefe erhält. Die gemeinsame Arbeit an den *Eddica minora* (Dortmund 1903) ist freilich nur ein Teilgegenstand ihrer frühen Korrespondenz; sonst sind in der Regel allerlei Text- oder Deutungsprobleme Anlässe zum Schriftwechsel geworden, ohne daß doch das Private dahinter zurückträte. Die politisch bewegten Jahrzehnte mit dem Ersten Weltkrieg, Deutschlands Niederlage und der nationalsozialistischen Herrschaftsperiode bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs werden zwar mehr im Vorübergehen gestreift als erörtert, aber einige Briefe Heuslers beziehen sich unmittelbar auf diese ihn zunächst in Berlin und später in Basel zutiefst erregenden Zeitereignisse europäischer Geschichte. Sie trafen ihn einerseits als einen mit dem kaiserlichen Deutschland und dessen Nachfolgestaat amtsrechtlich Verbundenen und andererseits als Angehörigen der großen Gruppe «deutsch-konservativ» gesinnter Germanisten an einer besonders empfindlichen Stelle. Seine ihm in Basel angeborne und helvetisch geprägte demokratische Denkform des wissenschaftlichen und des politischen Urteils, die sich merkwürdig mit einem starken Nietzsche-Erlebnis gekreuzt hatte und ihn dem Christentum früh entfremdete, neigte gewiß der heldischen Lebensethik zu, wie die altnordische Lied- und Sagadichtung sie ihm in seiner gelehrten Arbeit täglich vor Augen stellte; aber das blieb im Grunde eine ästhetische Erlebniswelt und ein personal bedingtes Formideal der eigenen Existenz, die sich keiner Ideologie unterordnete. Ein Buchtitel wie *Germanentum. Vom Lebens- und Formgefühl der alten Germanen* (1934) oder auch «Das germanische Heldenideal» im gleichen Jahr konnten nur für oberflächliche Leser den trügerischen Anschein erwecken, als seien diese Schriften für die Bestätigung des nationalsozialistischen «Gedankengutes» verfaßt und verwendbar. Schon 1926 hatte Heusler mit eindeutigen Worten festgestellt: «In den von Rom beherrschten Weltteil brachte der Germane den neuen Einsatz: Gegen die würgende, ausdörrende Allmacht des Staates hob er die Freiheit des Einzelnen zur Geltung». In einem populärwissenschaftlichen Sammelwerk von Hermann Nollau mit dem listigen Titel *Germanische Wiedererstehung. Über die germanischen Grundlagen unserer Gesittung*, dem dies Zitat entnommen ist, hatte eine Gruppe kritischer Gelehrter damals den Versuch einer wissenschaftlich voll fundierten Abwehr jener völkischen Germanomanie unternommen, die dem totalitären Führerstaat Hitlers zugrunde lag. Wie sein Buch über *Das Strafrecht der Isländersagas* (1911) erbrachte auch der von Nollau abgedruckte Beitrag über «Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit» höchst wichtige Erkenntnisse, daß die germanischen Einzelvölker je nach ihren Entwicklungsstufen und Lebensformen eben kein «germanisches Gemeingefühl» besaßen und auf dem Kontinent unter römisch-christlicher Einwirkung zu anderen Daseinsprägungen kommen mußten als die Skandinavier des hohen Nordens. Auch Heuslers Briefe betonen überall die Kraft zur wissenschaftlichen Differenzierung gegenüber den nationalpolitischen Verallgemeinerungen des romantisierenden Begriffs «Ger-

manentum». Noch Heuslers letzter Brief an Freund Ranisch deutet auf die Sorge des Alten von Thule hin, daß nazistisch ausgerichtete Germanistik «Ziele vor sich sieht [...], die nicht die unseren waren; die uns gutenteils fremdartig anmuten» (20. 1.1940). Bis zuletzt bangte er um den Bestand des geistigen, dichterischen und musikalischen Kulturerbes in einem Deutschland, das sich unaufhaltsam den Ragnarök des sogenannten Dritten Reiches näherte. «Wir zählen immer an den Knöpfen ab: Krieg – Frieden – Krieg – Frieden. S kommt drauf an wieviele Knöpfe man hat» schrieb er im September 1938, und dann im Dezember: «[Weltkrieg] Nr. II wird wieder ganz anders aussehen», ein wahrhaft prophetischer Satz!

Der Schreiber dieser Zeilen hatte noch das Glück, Andreas Heusler im Frühsommer 1937 näher kennenzulernen, dem er Jahre zuvor nach einem Vortrag in der Berliner Gesellschaft für deutsche Philologie begegnet war. Seit 1937 durfte ich ihn von Freiburg/Br. aus bis kurz vor dem Ausbruch des befürchteten Krieges mehrfach besuchen und erlebte den schon leicht gebeugten, aber geistig ungeschwächten Gelehrten in manchen Gesprächen über Wissenschaftliches und Politisches, wobei sein Pessimismus immer stärker hervortrat; so wie seine Briefe das ebenfalls erkennbar machen. Einmal bat er mich zu sich in das schlichte Krankenzimmer eines Spitals und erklärte mit fast heiterer Miene, hochaufgerichtet in den Kissen sitzend: «Wir haben heute nur eine Stunde Zeit miteinander. Die Doktores sagen, sie müßten mir wegen eines Greisenbrandes morgen früh ein paar Zehen abschneiden, sonst wäre es bald zuend mit mir.» Wie ein todwunder Sagenheld seiner selbst spottend fügte er hinzu: «Aber das ist noch ein ungewisses Schicksal, das mir die Norne spinnt.» Die Operation erwies sich dann als unnötig, und Andreas Heusler starb erst 1940 am letzten Tage des Februar und so, wie er es Freund Thalbitzer ein Jahr zuvor ahnungsvoll beschrieben hatte: «Bei mir wirds gemeiner Strohtod werden ... ikke at dö i skönhed. Man darf bis zuletzt keine zu hohen Ansprüche stellen.» Daß Heusler aber zuvor als wieder Genesener 1938 noch einmal bei Freund Ranisch in Göttingen geweilt hat, bezeugt ein Brief in diesem Bande einer wenigstens einseitig erhaltenen Korrespondenz, in welcher kaum etwas von der literarischen Stilisierung im Sagaton seiner Werke zu spüren ist, sondern die unverstellte Sprache eines gelehrten Freundes rein zur Geltung kommt.